

Um die Einheit und Verbundenheit von Christentum und Judentum zum Ausdruck zu bringen, gebrauchte Prof. Rijk den biblischen Ausdruck Volk Gottes. Juden und Christen gehören beide zum Volke Gottes, in dem es durch den Messiasglauben zu einem Schisma kam: das Volk Gottes wurde geteilt, weil nicht alle den Messias erkannten. Zu den Messiasgläubigen von Israel traten viel aus den „Völkern“ zu. Es wurde in diesem Teil des Volkes Gottes der Universalismus der prophetischen Verkündigung verwirklicht; der andere Teil, der den Messias und den Universalismus nicht anerkannte, ging seinen eigenen Weg.

Es ist für die Christen ein göttliches Geheimnis, warum ein Teil des Volkes Gottes getrennt vom universellen Christentum lebt und auf dem Weg des Alten Bundes geht. Dieses Geheimnis darf der Christ nicht „auflösen“ durch das Bestreben, das Judentum zu bekehren; der heutige Christ wird sich im Gegenteil mehr und mehr bewußt, daß er diesen Weg anerkennen muß als einen Weg für Israel; anstatt Bekehrung ist jetzt die Zeit der Ökumenischen Bewegung.

Nach den jahrhundertelangen Verfolgungen, die die Juden von den Christen zu erdulden hatten, darf der Christ jetzt nicht vom Judentum erwarten, daß sie das Christentum in derselben Weise ernst nehmen, wie das jetzt von den Christen dem Judentum gegenüber gefördert wird. Der Christ soll erst in großer Offenheit das Judentum kennenlernen. Erst nachdem er den jüdischen Teil des Gottesvolkes wieder kennengelernt hat, den Offenbarungsgehalt anerkennt und in das eigene Leben aufgenommen hat, wird es für das Judentum möglich sein, auch die Christen als Brüder anzuerkennen.

Die „Lehre“ von Professor Flusser

In Bergenaan Zee haben die Christen insofern vom Judentum gelernt, als der Jude David Flusser das Neue Testament erklärte. Während Professor Rijk als christlicher Theologe Judentum und Christentum als zusammengehörende Teile des einzigen Volkes Gottes deutete, versuchte Professor Flusser als jüdischer Historiker, das Verhältnis von Christentum und Judentum aus ihren gemeinsamen Wurzeln zu erklären. Beide Religionen sind Töchter derselben Mutter: die jüdische Gemeinschaft des zweiten Tempels (in Jahren gerechnet von 200 Jahren vor bis 70 nach der christlichen Zeitrechnung). Das Judentum dieser Zeit ist nicht einfach gleichzusetzen mit dem Volke Israels des Alten Testaments. Eine neue religiöse Sensibilität entstand, die z. B. stark zum Ausdruck kam in der apokalyptischen Literatur. Als Reaktion gegen die Gefahr der Assimilation durch die hellenistische Umwelt schloß das Judentum sich als religiöse Gemeinschaft eng zusammen; so wurde Israel eine „Kirche“, scharf getrennt von der Umwelt, den heidnischen Völkern, die als unrein betrachtet wurden.

Durch überspitzte Bestrebungen nach Reinheit entstanden aber im Judentum selbst Abtrennungen wie die der Pharisäer und der Sekte von Qumran. Im Christentum war es nicht die Reinheit, sondern der Glaube an den Messias, die es zu einer Sekte des Judentums machte. Eine vollständige Trennung entstand aber erst, nachdem das Christentum viele aus den „Völkern“ aufgenommen hat, ohne sie zu verpflichten, das Gesetz zu befolgen.

Nach der Auffassung von Professor Flusser, die auch von vielen christlichen Exegeten geteilt wird, hat Jesus sich selbst nicht vom Judentum getrennt. Jesus ist ein gesetzestreuer Jude gewesen, der mit seiner messianischen Verkündigung eine radikalere Gesetzeserfüllung predigte (vgl. Matth 22, 34–40; 23, 24; 5, 17).

Auch Paulus ist dem Gesetz treu geblieben, obwohl er anderseits sehr dafür gekämpft hat, seine Auffassung durchzusetzen, daß die Christen aus dem Heidentum frei vom Gesetz waren. In diesem Kampf hat er sich oft heftig über das Gesetz geäußert und hat sogar das Gesetz und den Glauben als einander widersprechende gegensätzliche Elemente angesehen. Diese paulinische Dichotomie von christlichem Glauben und Gesetz wurde später im Christentum anti-jüdisch verwertet, indem vergessen wurde, daß Jesus und auch Paulus dem Gesetz treu geblieben waren.

Obwohl sich das Christentum in der späteren Entwicklung durch fremde Einflüsse änderte, meint Professor Flusser, daß die Grundgedanken des Christentums, besonders soweit sie im Neuen Testament ausgedrückt wurden, jüdisch sind. Das gilt nach ihm sogar für die Trinitätslehre, die auf jüdische Wurzeln zurückgeht [s. FR XV, S. XXI]. Um das Wesentliche und besonders das Ursprüngliche des Christentums zu verstehen, ist es deshalb wichtig, das Judentum besser kennen- und schätzen zu lernen. Der hebräisch sprechende Jude, der aus seiner Tradition lebt, ist von der Sprache und von seiner Kenntnis der rabbinischen Literatur her oft besser imstande, das Neue Testament zu verstehen, als der Christ, der das Neue Testament in einer Übersetzung liest — auch das griechische Neue Testament ist zum großen Teil eine Übersetzung aus dem Hebräischen und aus dem Aramäischen — und der das ursprünglich jüdische Milieu nicht kennt. Professor Flusser hat deshalb auch den Wunsch ausgesprochen, daß die christlichen Exegeten sich dem Studium des Judentums widmen sollen.

Obwohl die Gesichtspunkte von Professor Rijk und von Professor Flusser verschieden waren, nämlich die der christlichen Theologie und die der jüdischen Geschichtswissenschaft, kamen beide zu derselben Schlußfolgerung: daß Judentum und Christentum zusammengehören als Töchter einer Mutter und als Teile des einzigen Volkes Gottes.

6. Die Wissenschaft vom Judentum — Eine alt-neue Wissenschaft

Ein trikonfessionelles Gespräch in der Evangelischen Akademie Berlin, 29. November bis 1. Dezember 1963

Von Dr. Willehad Eckert, O.P., Köln

Im 19. Jahrhundert gab Leopold Zunz in Berlin die entscheidenden Anstöße zur Entstehung der Wissenschaft vom Judentum. In Berlin bestand bis zur Schwelle des zweiten Weltkrieges die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Was in einem Jahrhundert voll geistiger Anspannung entstanden war, hat der Nationalsozialismus abgewürgt und vernichtet. Man muß daher der Evangelischen Akademie in Westberlin Dank wissen, daß sie in Ergänzung der früheren trikonfessionellen Gespräche¹ eine Tagung berief, die sich

der Wissenschaft des Judentums widmete. Dem Ort der Tagung und dem Veranstalter war es angemessen, daß dabei zwei Fragen im Vordergrund standen: 1. Welchen Dienst hat die Wissenschaft des Judentums der Begegnung von Christen und Juden geleistet und 2. Wie können die Christen die Juden besser verstehen lernen. Die erste Frage hat im Grund bereits Leopold Zunz aufgeworfen. So sehr er persönlich gegen jeden Konfessionalismus war, so groß seine Vorbehalte gegen die Kirche als Institution im allgemeinen und gegen den Papst im besonderen waren, den er im Zeitalter des in seiner Existenz bedrohten Kirchenstaates wesentlich politisch

¹ Vgl. FR X, 37/40, S. 5 ff.; XI, 41/44, S. 37 ff.; XII, 50/52, S. 26 ff.

sah, so wenig wollte er einem Gespräch zwischen Juden und Christen aus dem Weg gehen. Ansätze zur Wissenschaft vom Judentum sah er schon bei den christlichen Humanisten, die sich um ein Verständnis des jüdischen Glaubens zu mühen begannen, die sich vor allem für die Kabbala interessierten. An diesen Gedanken knüpfte der Berichterstatter an. Er stellte die Frage nach dem Aufkommen einer Bereitschaft christlicher Denker im Mittelalter zur Begegnung mit jüdischen Denkern. Flavius Josephus und Philo wurden zwar vielfach gelesen, befanden sich in vielen mittelalterlichen Bibliotheken, galten aber eigentlich nur deshalb als wertvoll, weil ihre Schriften als Praeparatio evangelica angesehen wurden, als Vorbereitung der evangelischen Botschaft. Avenebrol galt den mittelalterlichen christlichen Denkern als arabischer Philosoph. Nur Moses Maimonides wurde als jüdischer Denker angesehen, den kennenzulernen wertvoll war, weil er wie die christlichen Theologen des Mittelalters das Problem des rechten Verhältnis von Glauben und Wissen erörterte. Er war der Rabbi Moyses, den Albert d. Gr. und Thomas von Aquino häufig zitierten, dem Thomas den 3. Weg seines Gottesbeweises verdankte, der aber auch im Pugio Fidei des Ramon Marti ausführlich zu Worte kommt, vor allem im Zusammenhang seiner Auseinandersetzung mit den Theologen des Islams und den arabischen Philosophen. Schließlich hat aber auch Nikolaus von Lyra von Maimonides' Schriften gerne Gebrauch gemacht. Letzterer hat aber auch aus Raschi viel geschöpft. Er ist einer der Theologen, die für die Bibelerklärung gerne auch auf jüdische Interpreten zurückgriffen. Im eigentlichen Sinne eines Bemühens um jüdisches Selbstverständnis kann jedoch erst bei Humanisten wie Reuchlin die Rede sein, dessen Kenntnisse vom Talmud allerdings gering waren. Sonst überwiegt das apologetische Interesse, das übrigens auch bei Reuchlin nicht fehlt. Reuchlin unterscheidet sich aber von den vorhergehenden Theologen, die sich, wie z. B. Ramon Marti oder Paulus von Burgos um Kenntnis der jüdischen Schriften nur deshalb bemühten, um aus ihnen die Wahrheit des christlichen Glaubens zu beweisen, durch sein Bemühen, den Juden gerecht zu werden. Dafür legt noch heute vor allem sein Ratschlag Zeugnis ab, in dem er den Juden ausdrücklich das Recht zubilligt, sich gegen den Vorwurf der Perfidia zu verteidigen, der an jedem Karfreitag in allen unsern Kirchen erhoben werde. Erst Papst Johannes XXIII. hat das ominöse Wort gestrichen. Nicht allein aus Interesse an der hebräischen Sprache, auch nicht nur aus seiner Überzeugung von der Übereinstimmung letztlich der christlichen, der jüdischen und der griechischen Mystik hat Reuchlin gehandelt, sondern aus seiner Haltung der Gerechtigkeit. Die Tugend der Gerechtigkeit, die ihn im so hohen Maß auszeichnete, muß Grundlage auch heute jeder wirklichen Begegnung von Christen und Juden sein. Ohne sie ist christlich-jüdische Begegnung nicht möglich.

Die zweite Frage beantwortete Reinhold Maier, der Herausgeber der Auswahl aus dem Babylonischen Talmud, die in Goldmanns Gelben Taschenbüchern erschienen ist (vgl. FR XV, 57/60, S. 131). So wie diese Auswahl gedacht ist als Einführung für den christlichen Leser, so war auch sein Vortrag gedacht als Einführung des Christen in die eigentümliche Denkstruktur jüdischen Denkens, geschildert an der Entstehung und am Aufbau des Talmuds. In dem ersten Teil seines Vortrages sprach er von der Vielfalt religiöser Richtungen im Judentum zur Zeit Christi bis zur Zerstörung des Tempels, um dann die Gründe für die Einschränkung auf die pharisäische Richtung aufzuweisen. Dann ging er auf den Talmud als Ausdruck dieses Denkens ein, schilderte seinen Aufbau, die Unterschiede und die Bedeutung von Haggada und Halacha. Wichtig war, daß er den Hörern klar machte, daß der Talmud eine Art Lehrhalle ist, in der auch die Meinung der Lehrer der Minderheit und auch die Meinung der Schüler zu Wort kommen muß. Er arbeitete die Eigentümlichkeit jüdischen Denkens heraus, das weniger diskursiv als assoziierend vorgeht, daher unsystematisch wirkt. So wird verständlich, wie schwierig es ist, eine gültige Kenntnis des Talmuds zu gewinnen, wie es eines immer neuen Lesens be-

darf. Sehr deutlich wurde klar, auf was das Mühen der traditionellen Talmudinterpretation hinzielt, was „Klären“ eines Problems bedeutet. Allen Hörern mußte klar werden, daß man fehlgeht, wenn man, wie antisemitische Schriftsteller aller Zeiten das immer wieder tun, irgendeine Meinung, die auch im Talmud geäußert wird, als die autoritative Lehre wiedergibt.

Wenn im Vortrag von Reinhold Maier die Achtung vor der Leistung des Talmuds als Lehrhalle geweckt wurde, so zielte der Vortrag von Michael Landmann, der den jüdischen und den griechischen Wahrheitsbegriff untersuchte, auf ein Verständlichmachen jüdischer Denkweise. Er machte klar, warum es im Judentum eigentlich mehr um Orthopraxie und viel weniger Orthodoxie geht. Rudolf Pfisterer sprach von der Verantwortung des Christen gegenüber den Juden, der Bereitschaft, ihnen gerecht zu werden, den gemeinsamen Hoffnungen.

Der abschließende Vortrag von Oberrabbiner Dr. Kurt Wilhelm schilderte die Geschichte der Wissenschaft des Judentums, die persönliche Tragik ihrer Begründer und Hauptträger, die zeitlebens Einsame blieben, kaum gebührende Anerkennung fanden, in Armut und unter großen Entbehrungen doch ihre Sammlungen durchführten, wie Leopold Zunz und Moritz Steinschneider. Sie waren überzeugt, daß die traditionelle Überlieferung abgeschlossen sei. Hebräisch galt ihnen als eine tote Sprache. An ein Wiederaufblühen des Hebräischen als einer gesprochenen Sprache hätten sie nicht zu glauben vermocht. Um die hebräische Literatur vor dem Untergang zu bewahren, hätten sie ihre Sammlungen begonnen, die etwas von einer Art Staatsbegräbnis an sich gehabt hätten. An Stelle der traditionellen Talmudinterpretation trat nun die historisch-philologische Methode. Dabei war es weiterhin tragisch, daß eigentlich unklar blieb, was eigentlich das Formalobjekt der Wissenschaft vom Judentum sein mußte. Mit den Begründern und Hauptvertretern ist diese Wissenschaft abgeschlossen. Eine neue Periode, ein erneutes Selbstverständnis hat mit dem neuen Israel begonnen. Aber die Leistung der Zunz und Steinschneider ist verehrungswürdig und achtungsvoll. Besonders wertvoll an den Ausführungen von Kurt Wilhelm war, daß er zeigte, wie Leopold Zunz aus ursprünglich apologetischem Interesse zu grundlegenden Untersuchungen ansetzte, wie er zur Begründung des Rechtes auf die Predigt z. B. erarbeitete, was es bereits in Altertum und Mittelalter an jüdischer Predigt gab, worin diese Predigt bestand. So wurde deutlich, wieviel auch die heutige jüdische Forschung der Wissenschaft vom Judentum verdankt, ebenso freilich auch, worin sie weiterschreiten mußte. So versäumte Kurt Wilhelm nicht zu zeigen, daß den Begründern der Wissenschaft vom Judentum Mystik fernliegen mußte, sie erschien ihnen wie Obskurantismus. Hier haben die Forschungen z. B. von Gershom Scholem ein Versäumnis wiedergutmacht, oder doch wenigstens dazu den Anstoß gegeben. Daß Gershom Scholem einen andern Weg gehen konnte, liegt an dem Vertiefen unserer historischen und religionswissenschaftlichen Kenntnisse. Auch hier also ein Generationsproblem! Die Anstöße, die die Älteren selbst gaben, führten zu neuen, völlig überraschenden Ergebnissen. Wurde in diesem Vortrag deutlich, daß es ein Wiederaufleben der Wissenschaft vom Judentum in der Form des 19. Jahrhunderts nicht geben kann, weil sie an ganz bestimmte Persönlichkeiten gebunden war, so wurde doch ebenso deutlich, wie viel ihr verdankt wird, und wie groß die Verpflichtung ist, die sie einer neuen Generation hinterläßt zu einem neuen Forschen, zu einem besseren Verstehen von Juden und Christen. Sinn der Tagung war aufzuweisen, daß christlich-jüdische Begegnung mehr ist als die Bekundung gegenseitiger Sympathie. Begegnung setzt Kennenlernen des andern voraus wie das Wissen um das eigene Wesen. Das aber fordert auch das zweite Vatikanische Konzil; denn in der Erklärung zum Verhältnis der Katholiken und auch der andern Christen zu den Juden heißt es ausdrücklich, daß Begegnung durch gemeinsame Studien und Gespräche gefördert werden soll.